

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Mittwoch, den 28. Oktober

1925.

### „Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(39. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Gruve-Förster.

Bergeblisch wartete man, daß sie noch einmal erscheine und sich verneige und danke! Sie aber stand noch in den Gassen der Kulissen, die Hände ineinandergepreßt, schwer atmend, mit einem Ausdruck der wenig zur eben gelungenen Sicherheit, dem lachenden Überwinden, dem spöttischen Zweifel an den Liebesbetuerungen paßte.

So hatte sie es ihm eben sagen und singen wollen: Verflucht sei die Liebe! Und überwunden all ihr Schmerz!

Hatte diese erste furchtbare Enttäuschung sie nicht seither wie ein Panzer umgeben, an dem alle neuen Huldigungen, die ihr auf ihrem Wege begegneten, abprallten —? Aus keinem hatte sie sich seither etwas gemacht! War es ein fürchterliches Geschenk, das ihr der einst Geliebte gegeben, um sie vor neuem Schmerz zu warnen und zu wappnen? War es eine furchtbare Gabe von ihm, weil es sie stumpf, mißtrauisch, ablehnend machte gegen jede Möglichkeit eines neuen Glückes —?

Aber es gab ja kein Zaudern! Nicht eine Minute durfte sie verlieren. Denn ihre Kammerfrau, die immer mit ihr reiste, ein junges geschicktes Mädchen mit schlanken Fingern, wie sie selbst es einst als Kammerzofe bei Perez Sanchez in Barcelona gewesen, wartete in der Garderobe auf sie, um ihr sofort das neue Kostüm zur folgenden Nummer überzuwerfen.

Schnelligkeit im Wechseln der Kleider war alles, um das Publikum in Stimmung zu halten, um keinen toten Punkt zwischen den einzelnen Vorträgen auskommen zu lassen. — „Lache, Bajazzo —!“ —

Eine silberne Woge umhüllte sie nach wenigen Augenblicken. Hatte sie vorher im schlichtesten Gewande, in Darstellung vollstümlicher Gestalten und vollstümlicher Lieder ihre Zuschauer gefesselt, so kam sie jetzt anders! Jetzt wirkte sie als die große Dame! Als die Sängerin und Tänzerin großer Varietés in Madrid oder Barcelona.

Schon bei ihrem Auftreten huchten Ausrufe der Bewunderung durch die Reihen. Der Spanier hat noch eine besondere Vorliebe für den Reifrock. Nicht, wie einst die Gestalten der großen Maitresses der Weltgeschichte ihn getragen, sondern wie er sich, vom Historischen abweichend, allmählich als eigener Typ in Spanien herausgebildet hatte: ein Rock, der nur an beiden Seiten zu ungeheuren Weiten sich bauschte, mehr ein Gestell, das vorn und hinten glatt abfiel, und nur an den Seiten mit Drapierungen köstlichen Silberstoffes zu Raffungen weit abstand, das bei jedem Schritte hin und her und auf und ab wogte. Die Farbenzusammensetzung dieses eigenartig geschnittenen Rockes war von ausserordentlichem Geschma. Das Nieder, das nur über eine Schulter sich schloß, während sich über die andere Schulter ein breites Band spannte, war von leuchtendem Königsblau in Sammet. In wirkungsvollem Kontrast fanden dazu purpurne Sammetstreifen, die auch in den Raffungen des abstehenden Rockes saßen.

Das hatte Königsblau lieb ihre etwas blasse Gesichtsfarbe fast marmorn erscheinen. Man sah auf den ersten Blick, daß sie sich weder puderte noch schminkte, ja, daß sie es nicht einmal nötig hatte, ihre wirkungsvollen schwarzen Augenbrauen und Wimpern dunkel nachzuziehen.

Alles war echt an dieser Frau! Ihre Persönlichkeit, ihre Darstellung, ihr Gesang, — ihr Tanz! So wurde sie jedem, der sie sah, zum Erlebnis, zum künstlerischen Erlebnis.

Auch jetzt lieb Manuel keinen Blick von ihr. Immer überraschte sie ihn aufs neue! Er hatte gewußt, daß sie sehr hübsch tanzte, daß ihre hübschen zierlichen Hände und Füße, ihre geschmeidige Gestalt bei der geliebten Sevillana sehr zur Geltung kamen. Wohl war es ihm auch aufgefallen, wie ihre Stimme hier im Lande der meist unschönen, bleicheren, oft geradezu schreiigen und näselnden Frauenstimmen eine Altstimme von geradezu herrlicher Pracht war. Aber einen Schmelz von diesem Zauber, eine Ausgeglichenheit in der Höhe wie in der Tiefe, eine so gute und saubere Gesangstechnik, die trotzdem hinter der großen natürlichen Darstellungskunst klug zurücktrat, — hatte er das alles je hinter ihr geahnt —?

Gott, wie stumpf, wie langweilig, wie teilnahmslos war Perez dagegen —! Nie war ihm das im Laufe dieses Jahres so zum Bewußtsein gekommen wie in dieser Stunde!

In Pilar hatte all dieser Reichtum innerlich geschlummert. Bei Perez schwand der Reiz für ihn, als er sah, daß sie außer ihren Millionen nichts zu eigen besaß, nichts ihr Eigentümliches, das aus ihrem innersten Wesen emporgewachsen wäre.

War es nicht, als ob Perez nur ein einzigesmal in ihrem ganzen jungen Leben aufgewacht war?

Damals, als sie Manuel zum ersten Male beim Fahneid auf seinem widerspenstigen Schimmel erblickte —? Von da aus bis zu der Stunde des Wiedersehens beim Stiergeficht und derjenigen im verschwiegene Pavillon des altmaurischen Königsschlosses, dem Alcazar, beherrschte und erhob sie einzig ihr Wille, ihr Entschluß: diesen Mann sich zu erobern! Diesen und keinen anderen!

Und als ihr dieser Wille erfüllt worden war, war sie wieder zusammengesunken in der ihr eigentümlichen gedankenlosen Gleichgültigkeit. — Ihr Leben als Frau, als Weib war abgeschlossen. Er aber in all seiner noch aufbrausenden, jungen, mutigen Lebenskraft war für immer an sie gebunden —.

Pilar aber tanzte in diesem Silberkostüm einen eigenen Tanz, wie er ihn bisher noch nicht gesehen. Wahrscheinlich war er ihre eigene Schöpfung. Ein langames Schreiten und Gehen, ein gemessenes Drehen und Schmeigen, — vielleicht angelehnt an die einstigen altspanischen Hofstänze. Eine ins heutige übertragene Sarabande, die im Rahmen dieses leise wogenden silbernen Reifrockes doppelt reizvoll wirkte.

Hatte die junge Künstlerin hiermit ihren feinen Geschmack bewiesen, so bedeutete ihr Schlußsatz eine unerhörte Steigerung und Krönung ihrer Spenden. Das Licht im Zuschauerraum verdunkelte sich. Ganz im Hintergrund des Saales sprühte das Licht eines Scheinwerfers auf. Matt und diskret. Als der Vorhang sich hob, lag auch die Bühne im Halbdunkel: Ein Garten voll blühender Frühlingspracht bei Nacht! Das Cello setzte ein, sehr leise, sehr wehmütig, vorläufig allein die Melodie tragend. Dann leises Castagnettenklappern. Ganz fern. Dann immer näher kommend — und dann schritt eine wundervolle Gestalt, ganz in Weiß gehüllt, langsam, fast visionär, träumend, aus dem Dunkel der Kulissen. —

Man sah keinen farbigen Faden an ihrem Kleid. War es ein weißes Seidenkleid? Man sah nur den Manton de Manila, diesesmal in köstlichstem schneeigen Weiß, in seiner kostbaren Crepeseide sich eng um ihre Gestalt schmiegen — Lange, lange seidige weiße Fransen fielen fast bis zu ihren Knöcheln herab und gaben in ständigem Zittern und Glänzen jede Bewegung ihres Körpers, besonders ihrer Füße, in weichem Fluße wieder. Der herrliche Nacken lag frei unter einem leicht gerafften weißen Nieder. Auf dieser Sinfonie in Weiß, — denn auch die Füße steckten in weißen Seidenstrümpfen und trugen weiße, um die Knöchel durch schmale weiße Seidenbänder festgehaltene Schuhe — schwebte der typische breitrandige tiefschwarze andalusische Hut.

Hoch und streng hob sich der steife Kopf des Hutes über dem marmorweißen Gesicht, das Dunkel des leicht im Nacken zum Knoten geschlungenen Haars, die dunklen Augenbrauen und Wimpern über den schwarzen Augen wirkungsvoll unterstreichend und hebend.

Das gedämpfte Licht des Scheinwerfers hob die Schönheit und die Eigenartigkeit ihrer Erscheinung, als sie sich nun unendlich langsam, oft sich kaum vorwärtsrührend, über die Bühne bewegte. Mit der Musik, der weichen Weise des Cellos, dem Klange der Castagnetten bald anschwellend, bald ausklingend. Ab und zu rührte sich ein Fuß, umflossen vom Geriesel der langen weißen Seidenfransen aus dem weißen Seidengewoge des Gewandes, zur halben Höhe, langsam, unendlich zart, — fast wie ein weißer Schwan, der müde seine weißen Schwimmen prüft — —

Ein hingehauchtes Pianissimo. Ein getanztes Dolce. — — —

Man hatte bisher noch nichts von dieser Eigenart gesehen, in dieser Vollendung von Frauenschönheit, gesammelter Leidenschaft, verklärter Sehnsucht.

Wie anders war „La Andalusita“ als alle anderen Tänzerinnen, die man kennt, die Tänzerinnen, die mit zurechtgemachten Volkstänzen und ausgeblähten Darstellungen die Varietés der Weltstädte bereisten und zur Schablone wurden! Die meistens in Frechheit, Wildheit und herausforderndem Temperament sich und ihre Kunst herunterzogen!

Der Spanier ist sitzsam. Er liebt und duldet keine Anstößigkeiten, weder im Theater, noch im Tanze, noch im Varietés, noch im Kino, noch in der Literatur, noch in Bildern.

Vieleicht war deswegen „La Andalusita“ so schnell so hoch emporgestiegen, weil sie ihre Vorträge dem spanischen Empfinden angepaßt — — ?

Der Beifall rauschte wie eine Woge um Manuel. Manche suchten durch ihr ostentatives Klatschen anscheinend eine Zugabe zu erzwingen. Aber „La Andalusita“ war so klug, und — wahrscheinlich auch zu geschnadovoll, um nach dieser Krönung ihrer Darbietungen irgend etwas anderes als Zugabe zu spenden, irgend einen Volkstanz oder dergleichen —. So verneigte sie sich nur immer wieder, in einer Haltung von dem Adel einer Königin.

Manuel ließ kein Auge von ihr. Er hätte selbst nicht sagen können, ob auch er mechanisch Beifall geklatscht hatte oder seine Hände gelähmt schienen? Was alles entdeckte er heute an seiner einstigen kleinen Pilar! Den Schimmer eines feinen Humors, als das

Landmädchen, das in der Stadt nach dem Liebsten sucht! Als das Hirtenmädchen, umweht von der schwermütigen Lyrik der nordspanischen herben Felsen einsamkeit —! Als das Bürgermädchen, das seinen Schmerz über die erlebte Untreue hinaus schluchzt! Als die altspanische Dame im silbernen Reifrock in der Grandezza der Sarabande! Als die Cigarrera, die sich zu der Auffassung durchgelacht hat, nie und nirgends die Männer ernst zu nehmen, sondern sie lieber zum besten zu halten, als sich von den Männern selbst zum besten halten zu lassen. — — Und nun als diese imposante, traumhaft schöne, weiße Königin der Nacht — —, die dabei doch unter dem Schatten des herrlichen breiten schwarzen andalusischen Hutes im Grunde doch immer „La Andalusita“ blieb!

Kleine, liebe Pilar. — wie konntest du dich zu solcher Königin entwickeln? War es die Krone des Schmerzes, die dir diesen Abel verlieh? — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Kismet.

Der Glaube an die Vorherbestimmung mag für Menschen, die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, manches Gute in sich tragen, und menschliche Schwächen, wie z. B. Furcht und Feigheit, sogar Todesangst, überwinden helfen; aber wer inmitten eines Volkes gelebt hat, dem der Glaube an die Prädestination den Kernpunkt aller Lebensgesetze bildet, der lernt auch die Schattenseiten eines derartigen Aberglaubens kennen.

Das Kismet spielt bei den Mohammedanern oftmals eine geradezu verheerende Rolle. Die Überzeugung, daß alles, was der Mensch im Leben tut und was ihm im Leben widerfährt bereits seit seiner Geburt, oder sogar seit dem Anfang allen Seins vorherbestimmt ist, bringt den „Gläubigen“ dazu, in seiner Existenz nur ein Begleitendes als willenloses Geschöpf zu erblicken, das keinen Einfluß hat auf das Gute und Böse, das ihm das Kismet beschieden hat. Die einzige Pflicht des Mohammedaners auf dieser Welt besteht darin, daß er die Vorschriften des Korans, des vom Propheten Mohammed, dem Abgeordneten Allahs, gegebenen religiösen und sittlichen Gesetzes erfüllt.

Der fromme Türke ist deshalb ein guter Feldsoldat. Er erträgt alle Anbilden des Krieges, leidet Hunger und Durst, Kälte und Hitze, ohne zu murren. Es ist eben kein Kismet und Allah hat es für ihn so bestimmt. Er kennt auch im Gefecht keine Furcht vor dem Tode, denn er weiß, daß, wenn seine schon seit ewig vorherbestimmte Todesstunde noch nicht gekommen ist, ihn keine Kugel treffen wird; wäre aber seine Lebenszeit abgelaufen, so müßte er eben sterben, ob im Kriege oder zu Hause, das wäre gleichgültig.

Im bürgerlichen Leben aber führt der Glaube an das Kismet zu einem entsetzlichen Schandrian und wirkt sich oft in einer Weise aus, die einem vernünftigen denkenden Menschen ganz unverständlich ist.

Der erste Dragoman der russischen Botschaft in Konstantinopel, späteren Gesandten in Cetinje, Maximoff, rettete einmal im Bosphorus einen türkischen Knaben vom Tode des Ertrinkens. Am nächsten Tage erschienen Vater und Sohn bei Herrn Maximoff, der sie freundlich empfing in der Annahme, daß ihm Dank abgewartet werden sollte für die Lebensrettung. Wie groß aber war sein Erstaunen, als der Türkenpapa mit bitteren Vorwürfen auf ihn eindrang. „Du hast in das Kismet meines Sohnes eingegriffen“, klagte er ihn an. „Wenn nach dem Willen Allahs die Todesstunde meines Sohnes gekommen war, so müßte er eben sterben. Da du aber das Kismet meines Sohnes willkürlich geändert hast, so lorge du auch weiter für ihn!“ Sprach's und verlieh den Irrsinnigen Lebensretter.

Mein langjähriger treuer Diener Abdullah beklagte sich Sommer und Winter gleichmäßig mit wolletem Unterzeug; seine Jacke, Weste und Beinleid waren von außer-gewöhnlich dickem Stoff. Als ich ihn einmal bei einer Temperatur von etwa 40 Grad im Schatten fragte, ob er nicht stark unter der Hitze leide und im Winter dann friere, erwiderte er lächelnd: „Natürlich. Effendim (Mein Herr). Aber was kann ich machen? Wenn Allah will, daß ich im Sommer von der Hitze und im Winter von der Kälte leide, so ist das eben mein Kismet.“

„Alles ist Kismet. Brennt einem Türken das Haus ab, so sagt er traurig: „Kismet dir.“ (Es ist mein Kismet.) Gewinnt einer das große Los, so sagt er veranlaßt: „Kismet dir.“

Ich hatte einmal eine Summe Geldes beim türkischen Finanzministerium einzulösen. Da mir diese, in der Türkei immer schwierige Operation, trotz Versprechungen von Bakisch (Trinkgeld), auf gewöhnlichem Wege nicht gelang, wandte ich mich an den Finanzminister selbst, der auch gleich versprach, die Sache in Ordnung zu bringen. Aber während eines halben Jahres war mir das Kismet augenscheinlich nicht günstig. Seine Erpressens bedauerte jedesmal, wenn ich zu ihm kam, und versprach für die kommende Woche. Endlich mußte ich doch die Hilfe der deutschen Botschaft in Anspruch nehmen, die vom Sultan Abd ul Hamid eine Iradeh (Kabinettsorder) an den

Finanzminister erwirkt, wonach dieser die Summe sofort auszahlen sollte. Es war während des Fastenmonats Ramalan, der dem großen Bairamfeste vorangeht. Ich besuchte wieder Seine Erzellenz, trat sehr sicher auf und betrat mich auf das Trabe des Sultans. Der Minister übte mich zunächst ab mit dem Bemerkten: „Trabes liegen viele hier bei mir im Kasten.“ Dann aber fuhr er fort: „Aber ich will ja gerne zahlen. Am Donnerstag vor Bairam ist Sabitag. Ich bedanke mich und sagte, indem ich mich verabschiedete: „Ich rechne auf das Wort Eurer Erzellenz.“ „Halt!“ rief da der Alte, hielt mich zurück und setzte mich mit Nachdruck auseinander: „Wenn ich sage: Ich will Ihnen am Donnerstag vor Bairam die Summe zahlen, so heißt das noch nicht: Ich werde die Summe zahlen. Was ich am Donnerstag vor Bairam tun werde, hängt allein vom Willen Allahs ab. Kismet dir, Effendim!“

In Stambul war wieder einmal ein Mord begangen worden. Der Mörder wird gesucht, berichteten die Zeitungen. In einem türkischen Kaffeehaus hörte ich diesen eigentlich alltäglichen Fall mit einer bei Türken bestrebenden Lebhaftigkeit von einem Hodscha (Geistlichen) und einem einfachen Mann aus dem Volke besprechen. Der Hodscha war empört über den Mord, den doch der Koran verbietet, und sprach die Hoffnung aus, daß der Mörder gefaßt werde. „Warum“, fragte der andere, „warum wünschst du, daß der Mörder ergriffen wird?“ — „Damit er hingerichtet wird“, lautete die heftige Antwort. Darauf führte der andere folgendes aus: „Dein Wunsch, Hodscha Effendim, ist ein schlechter Wunsch und obendrein ein unheimlicher. Denn jetzt ist nur ein Mann tot, und ginge dein Wunsch in Erfüllung, so wären ja zwei Menschen tot, denn der Gemordete wird durch den Tod des Mörders doch nicht wieder lebendig.“ — „Da hast du recht“, gab der Hodscha zu, „aber der Mord muß doch bestraft werden.“ — „Durchaus nicht“, widersprach der gläubige Mann aus dem Volke, denn die Lebenszeit des Gemordeten war nach Allahs Vorherbestimmung abgelaufen. Der Mörder war also nur ein Werkzeug Allahs. Kismet dir, Effendim!“  
v. Köller.

## Die Mystik des „kleinen Manns“.

Von Julius Kreis.

Sie unterscheidet sich im wesentlichen von der des Gebildeten so:

Die Frau des „kleinen Manns“ sagt: „I' geh heut zur Kartenschlägerin. Es is mir oane rekommandiert wor'n, de is grobartig, Frau Maier.“ — Worauf Frau Maier brennend vor Begehrde fragt: „Sie, könnens S' mi' net a mitnehma?“ — „I' möcht aa scho lang zu oaner.“

Anders die Frauen des nicht kleinen Manns. Die Hofrätin sagt: Natürlich ist dieses Kartenlegen und Wahrsagen Hofuspokus. — Aber, du lieber Gott, man macht sich mal nen Spaß, es ist nur der Unterhaltung wegen. . . . Die Frau hat mir übrigens allerlei Interessantes gesagt. . . . Ich bin natürlich weit entfernt, etwas davon zu glauben.

Worauf die Justizrätin sagt: Es ist ja lächerlich für gebildete Menschen! Aber das Milieu würde mich mal interessieren. Und dann: Spaß muß sein! Können Sie mir vielleicht die Adresse der Frau geben? —

Der gute gebildete Bürger rückt offiziell von der Mystik ab. Er ist zu fortgeschritten dafür. Wenn man ihn dabei erwischt, läßt er an geistigem Ruf ein.

Der „kleine Mann“ bekennt sich — wenn's ihm darum ist — ohne Scheu dazu.

Geht der Hofrat und seine Frau in den Vortrag: „Okultes Erleben“, die Karte zu vier Mark fünfsig, so läuft der „kleine Mann“ für sich und seine Frau auf der Auer Dult das Büchli: Das letzte Buch Moses, Wunderbares aus der Geisteswelt. Und wenn die Justizrätin das „Institut für analytische Weisenerklärung“ besucht, dann zahlt der „kleine Mann“ sein Zwanzgerl in der Bude, wo ihm „Subille“ das Mädchen mit den Scherzaugen“ verhüllten Antlitzes den Inhalt seiner Briefstache angibt.

Der „kleine Mann“ will über seiner Mystik den Totenlopf mit zwei gekreuzten Knochen, er hängt noch an Skeletterscheinungen, und die Planetenschlägerin“ muß noch ein Abtaladabra über seine Aplette sprechen. Indes bei Doktors lächelt man längst über Skelett und Totenlopf in der Mystik, sondern man prüft sich in der Dunkelheit auf den Astralleib.

Der kleine Mann beschäftigt sich nach Feierabend mit Tischrücken: „Tischlein willst du uns antworten?“

Bei Geheimrats hat man eine „Seance“ mit einem Medium und Materialisationen.

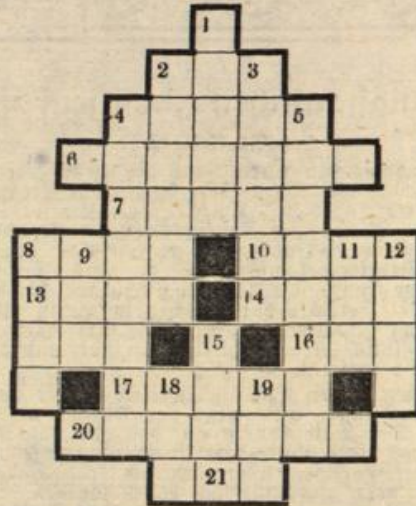
Dies hier — Bürende seien beschwichtigt — sind Konstatierungen — keine Werturteile.

Die Zahl 13, der Freitag, das alte Weib, das neu' Jahr wünscht, die Kasse die über den Weg läuft, das Messer, das fallend im Boden stecken bleibt, das verschüttete Salz — das ist die Mystik des Hausgebrauchs.

An ihr hängen auch wir kleinen Leute des Übernatürlichen, denen noch kein Geist erschienen ist, wir Proletarier der vierten Dimension. Mit diesem ärmlischen, kleinen Handgepäck der Mystik kommen wir aus. Wollten wir damit in den erstklassigen, okkulten Hotels absteigen, läse uns der Portier sehr über die Nase an.

Aber wir kriegen sicher Nummer 13, weil von den feineren, vornehmeren Gästen niemand darin wohnen darf.

## Kreuzwort-Rätzel.



Jedes Wort beginnt mit einer Zahl und endet vor dem nächsten schwarzen Feld oder am Rande der Figur. Die Reihen ergeben Jentrecht: 1. Bekanntster Maler. 2. Beliebter Schriftsteller. 3. Frauennamen. 4. Längiges Ungeziefer. 5. Italienischer Dichter. 8. Spielzeug. 9. Schwur. 11. Riesenschlange. 12. Biblisches Buch. 15. Europäischer Vulkan. 16. Altdeutscher Gott. 18. Senfblei. 19. Wohnort der Kirke. — Wagerecht: 2. Pforte. 4. Asiatische Halbinsel. 6. Italienische Provinz. 7. Mohammedanisches Gesetzbuch. 8. Teil des Gartens. 10. Zinnbehälter für Zahnpasta u. a. 13. Fluß in Nordenland. 14. Stadt in der Türkei. 16. Herrlichkeit. 17. Gebirge in Asien. 20. Türkische Kleinasiatische Hauptstadt. 21. Fluß in der Schweiz.

Auflösung des Sieben-Kreuzworträtsels in Nr. 248: Wagerecht: 1. Esra. 3. Erle. 5. Diana. 8. Kaffe. 9. Hise. 12. Kilometerstein. 15. Kessel. 17. Sofa. 18. Heideberg. 20. Buter. 21. Mannheim. — Jentrecht: 2. Kabi. 3. Erna. 4. Bartasse. 6. Atem. 7. Ozean. 10. Melone. 11. Vaterland. 13. Professor. 14. Fanfare. 16. Pudel. 18. Heiter. 19. Bergmann.

## Frauen-Zeitung

**Haushaltungsjorgen in der Ehe.** Oftmals begegnet man Frauen, die darüber Klage führen, daß ihre Ehemänner ihr Wirken und Schaffen im Haushalt nicht genügend anerkennen. Solche Frauen geben sich alle Mühe, selbst vor den Augen des Mannes die Schwerarbeiterin herauszufahren. Sie scheuen sich, eine Spur an ihrem eigenen Aukeren zu verweisen, die als Beweis von harter, körperlicher Arbeit dienen könnte. Mit jeder ihrer Bewegungen scheinen sie zu sagen: „Sieh, so plage ich mich den ganzen Tag, wenn du fort bist.“ Manchmal ist es wirklich der Fall, aber oft gerät die Frau erst in eine fieberhafte Tätigkeit, kurz bevor der Mann heimkommt. Daß man sich kurz vorher noch einem Hintertreppensroman gewidmet hat, darf der Mann beiseite nicht wissen. Er soll leben, wie man sich abplagt. Um einen Eindruck äußerster Tüchtigkeit zu erwecken, ist es notwendig, sich recht unordentlich, möglichst mit schmutziger Schürze, zu präsentieren. So lange der Gatte im Hause weilt, wird geschäftig weitergearbeitet und die fieberhafte Tätigkeit geht erst in ein gemächteres Tempo über, sobald der Mann die Tür hinter sich geschlossen hat. Jene Frauen sind in einem schweren Irrtum befangen. Gerade umgekehrt sollten sie es halten. Es ist in der Regel nicht nötig, bei richtiger Einteilung selbst die letzte Minute vor dem Eintreffen des Mannes mit Abräumen zu verbringen. Der Mann, der oft nichts von der Hausarbeit zu verstehen scheint, hat doch immer einen Blick dafür, Gemütlichkeit in seinem Hause vorzufinden. Viele Frauen glauben auch ihren Männern, wenn sie nach Hause kommen, alles sagen zu müssen, was sich im Haushalt abspielt, von der Petroleumslanne angefangen bis zum letzten Dosenknopf. Oft wird einem Manne mit solchen Unterhaltungen das Heim direkt verleidet. Frauen, die ihren Männern dauernd vorklagen, können es nicht begreifen, warum ihre Klagen so geringen Eindruck machen. Würden sie nur in seltenen Fällen mit wichtigeren Dingen sich an den Gatten wenden, würden sie auch auf Verständnis stoßen. Alles, was im Übermaß geboten wird, verliert seinen Reiz. Den Frauen, deren Wirtschaftsmaschine nicht immer zum Wohlgefallen des Mannes läuft, wäre zu empfehlen, die Räder derselben recht häufig mit einem Tropfen Verstand, ebenso viel Nachsicht und recht guten Willen zu schmieren. Was dabei herauskommt, wird sicher den Frauen selbst zugute kommen.

## Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unser.<sup>1)</sup>

Die Einnahme von Paris durch die verbündeten Truppen ließ darauf schließen, daß größere kriegerische Ereignisse nicht mehr zu erwarten seien. Am 21. Juli schreibt Geheimrat Bigelius an Louis nach Idstein: „Heute ist durch einen Bericht des Herrn v. Fabricius<sup>2)</sup> zu Paris die gewisse Nachricht nach Biedrich gekommen, daß die hinter der Loire sich zurückgezogene französische Armee sich nun auch für den König Ludwig XVIII. erklärt hat, welches in Paris officiell bekannt gemacht worden sey. Auf diese Art hörten also in diesem Augenblick alle Feindseligkeiten auf, und der Friede ist nicht mehr entfernt.“

Inzwischen kamen nun auch weitere Briefe von August, die allerdings lange unterwegs gewesen waren, in Wiesbaden an. Der Vater nahm an, daß die Bayern mittlerweile auf das linke Loire-Ufer übergegangen seien, daß sie aber von den dortigen Überresten des französischen Heeres wohl nichts mehr zu befürchten haben würden. An Louis schreibt er: „Du kannst also nun denjenigen, welche sich nach August erkundigen, gute Nachrichten geben, doch bitte ich Dich, die Briefe selbst niemandem zum Lesen zu geben, auch nichts davon zu sagen, daß August noch keiner Affaire benagewohnt hat, — denn dieses braucht niemand zu wissen, genug, daß er so weit glücklich durchgekommen ist.“ — „Daß Ihr am vorigen Mittwoch sächsische Truppen zur Einquartierung hattet, wundern mich sehr, wahrscheinlich sehen dieselben zu der Preussischen Armee durch Coblenz.“ — „Im Brief vom 8. August an Louis heißt es dann: „Ob August Paris gesehen habe, daran zweifle ich, indem nach der Zeitung die Bayerische Armee von Chalons aus gerade an die Loire marschirt ist, wo sie Paris rechts liegen lies. — Indessen glaube ich nicht, daß seit dem 6ten July etwas vorgefallen sey, wenigstens wird denen frühere Nachrichten von einer an der Loire vorgefallenen großen Schlacht, wobei die Alliierten zwar Sieger geblieben seyen, nahmentlich aber die Bayern viele Leute verlohren hätten, — allgemein widersprochen, womit auch alle Umstände übereinstimmen. Ich hoffe daher, daß August noch gesund, und entweder ein neuer Brief von ihm unterwegs, oder verlohren sey. — Auf jeden Fall werde ich bald Nachricht von ihm bekommen, da Herr von Winsingerode vor 14 Tagen an einen guten Freund, welcher Generaladjutant bei dem Marschall Brede ist, geschrieben und sich nach dem August erkundigt, auch ihn gebeten hat, denselben dem Marschall Brede zu empfehlen. Vielleicht hören wir bald, daß er Officier geworden ist.“

In einer Anmerkung zu seinem Brief vom 8. August schreibt der Geheimrat: „Nach den nunmehr eingelagerten Todesscheinen ist der Verlust der beiden Nassauischen Regimenter in der großen Schlacht bei Belle alliance nicht so groß, als er anfangs gemacht wurde. Das 1te Regiment hat überhaupt 156 Tode, und das 2te nur 89. — Von dem jungen Philgus ist der Todesschein auch eingetroffen, seine Eltern sind ganz untröstlich.“

Die Briefe Augusts ließen weiter auf sich warten, doch war dies erklärlich, denn im Rücken der rasch vormaligierten verbündeten Truppen trieben sich französische Streifkorps herum, die die Verbindung mit der Heimat außerordentlich erschwerten. Dies wußte man in Wiesbaden und Bigelius nahm um so mehr an, daß mehrere Briefe des Sohnes diesen Feindharen in die Hände gefallen seien, als er durch Herrn v. Winsingerode unmittelbar aus dem Bredelischen Hauptquartier Nachricht hatte, daß das 1. bayerische Ulanenregiment noch keinen Verlust vor dem Feinde erlitten habe, daß also kein Grund zu Besorgen um den Sohn vorläge. Immerhin bedeutete das Warten auf Nachrichten aus dem Felde eine schwere Geduldsprobe für den Vater, und so verstehen wir auch die Freude, die er empfand, wenn wieder ein Brief Augusts anlangte. Am 18. August schreibt er an Louis: „Endlich haben wir einen Brief von August erhalten. Er lebt noch und ist gesund, wofür wir alle Gott danken und ihn bitten wollen, ihn ferner zu erhalten, daß er sowohl die Strapazen des Krieges, als die Gefahren vor dem Feinde und vor Krankheiten glücklich bestehen, und bald wieder gesund zu uns zurückkehren möge. — Er ist aber noch nicht avancirt, und es scheint sich damit in die Länge zu ziehen, weil das Regiment noch keinen Verlust gehabt hat; indessen werde ich nun ebener Tags selbst an den Fürsten v. Brede schreiben, und ihn um mögliche Berücksichtigung bitten. Der Brief des August ist von Epinal im Departement der Vosges vom 11. August, also ganz neu; das Regiment sollte aber den folgenden Tag wieder zurück gegen Paris zu, nemlich nach Bar sur Seine marschiren.“

<sup>1)</sup> Fortsetzung aus Nr. 240 vom 14. Oktober 1925. — (Richtigstellung zu Anm. 2 der vorigen Nummer: König Adolf von Nassau fiel bei Gölheim 2. Juli 1298, nicht 1282.)

<sup>2)</sup> Geschäftsträger des Herzogs von Nassau in Paris.  
<sup>3)</sup> Oberst à la suite der Kavallerie, Freiherr Friedrich v. Winsingerode, herzoglicher Oberstallmeister.

Nach den Zeitungen soll die Bayerische Cavallerie-Reserve in dem Departement Aube canterniren.

Von den politischen Ereignissen der Zeit erfahren wir in den Briefen des Geheimrats an Louis nichts; sie waren in Idstein ebenso bekannt wie in Wiesbaden. Doch seien wir in einem Schreiben aus den letzten Augusttagen: „Wenn die Zeitungs Nachrichten gegründet sind, so werden die alliierte Armeen zu Ende September Frankreich größtentheils räumen und nach Hause marschiren. Wir haben also Hoffnung, den August noch in diesem Herbst wiederzusehen; nur müßte er alsdann auch Officier seyn, denn ohne dies wird er sich hier nicht praesentiren; auch hoffe ich es, da ich dem Feldmarschall v. Brede lesthin deshalb geschrieben habe.“

Der nächste Brief des Geheimrats ist vom 20. Oktober datirt, denn in der Zwischenzeit war Louis während der großen Ferien im Elternhaus zu Wiesbaden. Er enthält folgende Mitteilungen über den jüngeren Sohn: „Am Dienstag (17. Oktbr.) Abend erhielt ich noch einen Brief von August, datirt von Brienne den 8ten October, welchen Du selbst hier lesen kannst. Er ist noch gesund, schreibt von der über 40000 Mann bei Chaumont gehaltenen revue vom 4ten und 5ten dieses, wie der Marschall Brede sein Regiment gelobt, und dem Herrn Obristleutnant gesagt habe, daß er wegen August nach München berichtet habe, und ebenselbst etwas zu seinem Besten erfolgen werde. Dann schreibt er weiter, daß nach den dortigen Nachrichten sein Regiment zu Anfang künftigen Monats aufbrechen und seinen Rückmarsch über den Rhein antreten, alsdann aber nicht mehr nach Achaffenburg, sondern nach München in Garnison kommen werde, — welches Letztere mir sehr unangenehm ist.“

Unter diesen Umständen war es wenig wahrscheinlich, daß August auf Urlaub nach Hause kommen werde, und so entschloß sich der Vater, trotz seines schlechten Gesundheitszustandes nach Mannheim zu reisen, sobald der Zeitpunkt der Rückkehr der bayerischen Kavalleriedivision über den Rhein annähernd feststand. Große Freude gab es im Hause Bigelius, als am 15. November ein Brief von August, am 13. in Saargemünd gedrieben, ankam, der die Ernennung zum Leutnant, und zwar in seinem Regiment, meldete. Die Umstände, unter denen diese Beförderung erfolgte, ließen erkennen, daß der junge Offizier sich besonderen Ansehens bei seiner Truppe erfreue. Da nun auch August schrieb, daß er den Vater in Mannheim erwarte, trat dieser in Begleitung der Mutter am 18. die Reise dorthin an. Von früh 6 Uhr bis abends 6 Uhr dauerte die Fahrt, gewiß eine große Anstrengung für den kranken Geheimrat. An Louis berichtet er nach der Rückkehr ausführlich: „Die Ankunft des Ulanen-Regiments war auf den anderen Tag angesetzt, es stand aber noch in Reutstadt, 5 Stunden von Mannheim, und sollte bloß durch Mannheim passieren, um zu Schwesingen und in der Gegend zu übernachten. Wir erwarteten also des Sonntags morgens die Ankunft, welche erst um 12 Uhr erfolgte; ich befand mich gerade auf dem Marktplatz, wo ich mir etwas kaufen wollte, als ich auf einmal den Portrapp des Ulanen-Regiments um die Ecke vom Rhein her erblickte, dem dann auch unmittelbar das ganze Regiment in Parade folgte. Bei der 2ten Escadron ritt nun August als Officier neben einem Wachtmeister, wir erkannten uns sogleich, er salutirte mich mit dem Säbel und sagte im Vorbeigehen, daß er vor dem Thore umwenden und zurück zu uns in das Wirthshaus kommen wolle. — Dies geschah denn auch, er brachte noch einen Officier von seiner Escadron mit, und bliebe den ganzen Tag bei uns; sein Obrist kam ebenfalls und blieb die Nacht in Mannheim, dieser gab ihm nun Urlaub des andern Tags mit uns nach Hause zu fahren, aber unter der Bedingung, daß er nicht länger als höchstens 4 Tage ausbleiben, und das Regiment — in 5 bis 6 Tagen wieder einholen müsse.“ Von seinem Rittmeister der durch einen Hufschlag verwundet war, erhielt August die ihm noch fehlenden silbernen Epauletten, Kartusche usw. leihweise und so konnte er am 19. November die Eltern nach Wiesbaden begleiten. Am Dienstag machte er Besuche und meldete sich in Biedrich; dann probierte er das Pferd des Louis Schlichter, das der Vater für ihn kaufen wollte, und zeigte sich im Glanze seiner Uniform hoch zu Ross den staunenden Wiesbadenern, die noch nie einen so schönen Reiter gesehen zu haben glaubten. Der Aufenthalt war so knapp bemessen, daß nicht einmal der Bruder von Idstein herüberkommen und ihn begrüßen konnte; am Donnerstag um 4 Uhr früh fuhr August ab nach Mannheim und reiste von da seiner Truppe nach. An dem Einzug des Regiments in München nahm er nicht teil, da er, als der jüngste Offizier, mit der Paagaue und den kranken Pferden vorauskommandirt war und am 6. December in das neue Standquartier, Freisingen an der Isar, einrückte. Bald danach meldete er, daß er zur 3. Escadron verlegt sei und mit dieser am 12. Februar auf zwei Monate München als Garnison erhalten werde. — Dies ist das letzte, was wir von August hören; der Tod des Vaters am 30. Januar 1816 machte dem Briefwechsel unserer Quelle, ein Ende.